

Wenn der Letzte geht

Ältere Menschen, die auf dem Land leben und sich selbst versorgen wollen, stehen vor einem Problem: Wer nicht mehr mobil ist, wird abhängig von Dritten. Das wollen sie nun selbst ändern

VONJON MENDRALA

Abhängigkeit im Alter fängt nicht erst dann an, wenn mensch sich nicht mehr allein ankleiden oder waschen kann. Schon der Gang zum Supermarkt für ein Pfund Butter oder einen Laib Brot wird unmöglich, wenn die örtliche Nahversorgung nicht mehr existiert.

Nicht nur in Ostdeutschland, sondern auch in den alten Bundesländern muss in schwächer besiedelten Landstrichen ständig befürchtet werden, dass die örtliche Post oder der Kaufmann um die Ecke geschlossen wird - zu teuer, zu wenige Kunden, ein Großzentrum mit Discounter ist meist im Umland anzufahren. Genau hier beginnt das Problem für ältere Menschen und solche, die auf die Hilfe Dritter angewiesen sind: Sie sind nicht mehr mobil, und sie fühlen sich von der sterilen und automatisierten Verkaufswelt ausgeschlossen, die die Multiplex-Supermärkte landauf, landab verströmen.

Heinz Frey ist 51 und betreibt, wovon die Politik häufig nur träumt: aktives Bürgerengagement und ein lokales Gegensteuern gegen die Probleme des soziodemografischen Wandels. Zu Hause ist er in Jülich-Barmen, einem abgelegenen Ortsteil der Kreisstadt mit nur 1.400 Einwohnern, mitten im Dreistädteck Aachen, Köln und Düsseldorf.

Angefangen hatte alles vor sechs Jahren: Der Gymnasiallehrer und Kommunalpolitiker der Unabhängigen Wähler war erbost, als die örtliche Sparkasse ihre Filiale schloss: „Wir hatten das Problem, dass die Nahversorgung bei uns komplett zusammengebrochen ist“, erinnert sich Frey. Eine Post und einen Arzt gab es auch nicht mehr. Der Kaufmann im Ort war schon Jahre vorher dem Preiskampf der großen Ketten gewichen. Auf dem Land sind Lebensmittelläden auch Lebensmittelpunkte, wo man die sozialen Kontakte im Ort pflegt. Frey wollte etwas ändern. Er wollte das Sparkassengebäude übernehmen.

Er erinnert sich daran, wie ihn die Banken damals für verrückt erklärten, als er um einen Kredit bat: „Unsere Idee war ganz simpel: alles unter einem Dach. Wir holen alles wieder zurück.“ Mit



Ein aussterbendes Geschäftsmodell: der Tante Emma-Laden Foto: dpa

drei Dosen Erbsen im Regal hätte das Projekt keine Zukunft gehabt, also musste das Konzept breitflächig angelegt werden - als ein Dreisäulenmodell, das die Aspekte der Ökologie; Ökonomie und des Sozialen zu gleichen Teilen berücksichtigen sollte.

Damals brauchten Frey und seine Mitstreiter knapp 100.000 Euro, um das Konzept zu realisieren. Finanzielle Hilfe von den Behörden war nicht zu erwarten. Zunächst also warb der Lehrer bei seinen Mitbürgern für das Projekt. 19.000 Euro Eigenleistung brachte er selbst auf. Dann verkauften Frey und seine Mitstreiter 1.000 „Aktien“ zu je 250 Euro an die Barmener, ohne dass sie einen Gewinn versprechen

konnten. Am Ende investierten zwei von drei Dorfbewohner in das Projekt. Die einzige Rendite war sozialer Natur - ein Laden, ein Treffpunkt, eine Austauschmöglichkeit für alle, und das mitten im Dorf an 363 Tagen im Jahr.

Das Projekt bekam einen Namen: DORV steht für „Dienstleistung Ortsnähe Rundum-Versorgung“ und bietet die sogenannten Güter des täglichen Bedarfs wie Brot und Zahnpasta, Briefmarken, private Dienstleistungen wie Bankgeschäfte sowie einige behördliche Dienstleistungen an. „Damit die Menschen lange zu Hause leben können, braucht man auch medizinische und soziale Hilfeleistungen“ erklärt Frey. Schließlich müssen

viele ältere Menschen ihr vertrautes Heim verlassen, wenn es niemanden gibt, der sie zu Hause betreuen kann, oder wenn sie nicht mehr in der Lage sind, sich selbst zu versorgen.

Mittlerweile hat die Initiative sogar einen Zahnarzt in das Dorf gelockt und einen praktischen Arzt gewonnen, der zwei Stunden pro Woche eine Sprechstunde anbietet. Frey und seinen Mitstreiter wird jetzt auf die Schultern geklopft. Nicht nur von den Alten, auch von den Jungen.

Frey sagt, das Angebot solle nicht nur für die Älteren sein, niemand solle ausgeschlossen werden: „Wir wollten alle mit ins Boot holen. Generationengerechtigkeit heißt auch, ein Angebot für alle zu machen.“ Eine Vermittlungszentrale, die Pensionären die Möglichkeit bietet, Kinder zu betreuen, während die Eltern nachmittags noch arbeiten müssen, werde ebenfalls gut angenommen, berichtet der DORV-Leiter. Dieses Miteinander der Generationen sei die Philosophie und der Grundstock für ein lebendiges Dorf. DORV hat mittlerweile eine hauptberufliche Betriebsleiterin und sieben 400-Euro-Jobberinnen. Frey hofft, dass daraus in Zukunft richtige, Sozialversicherungspflichtige Arbeitsplätze werden können. www.dorv.de

Quelle: taz vom 12. 9. 2007